

**HEYNE** <

#### ZUM BUCH

Jeden Herbst lassen die Männer von Loyalty Island den grünen Nebel der Olympic-Halbinsel hinter sich und fahren auf die Beringsee hinaus. Der vierzehnjährige Cal ist zu jung, um seinen Vater zu begleiten, aber alt genug, um zu wissen, dass sein Leben – wie das aller Familien im Ort – vom Schicksal der Krabbenfischer abhängt. Er ist ebenfalls alt genug, um die Spannungen zwischen seinen Eltern zu spüren – ob er, Cal, in die Fußstapfen seines Vaters treten soll, ist ein wiederkehrender Streitpunkt –, und auch das Verhältnis seiner Mutter zu John Gaunt, dem Besitzer der Flotte, wirft Fragen auf. Dann stirbt John Gaunt: ein Schock für Cals Mutter, aber auch eine handfeste Bedrohung für die gesamte eingeschworene Gemeinschaft von Fischerfamilien. Denn nun soll Johns Sohn Richard die Geschäfte übernehmen, der als zynischer Außenseiter gilt und obendrein noch nie einen Fuß auf einen Kutter gesetzt hat. Als Cal zufällig ein Gespräch zwischen seinem Vater und zwei weiteren Fischern belauscht, beschleicht ihn ein Verdacht – aber kann es wirklich sein, dass sie Richard aus dem Weg räumen wollen? Der Winter naht, Cals Verdacht erhärtet sich, und bald gerät sein moralischer Kompass massiv aus dem Takt.

#### ZUM AUTOR

Nick Dybek, geboren 1980 und aufgewachsen in Kalamazoo, Michigan, studierte in Ann Arbor an der University of Michigan. Für seine Kurzprosa wurde er bereits mit verschiedenen Preisen ausgezeichnet. Er lebt in New York City. *Der Himmel über Greene Harbor* ist sein erster Roman, dessen Übersetzungsrechte in mehrere Länder verkauft wurden.

NICK  
DYBEK

DER  
HIMMEL  
ÜBER  
GREENE  
HARBOR

Roman

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel WHEN  
CAPTAIN FLINT WAS STILL A GOOD MAN bei Riverhead Books/  
Penguin Group (USA) Inc., New York



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier  
*Holmen Book Cream* liefert  
Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 08/2014  
Copyright © 2012 by Nick Dybek  
Copyright © 2013 der deutschen Ausgabe  
by mareverlag, Hamburg  
Copyright © 2014 dieser Ausgabe by Wilhelm Heyne Verlag,  
München in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Printed in Germany 2014  
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München unter  
Verwendung des Originalcovers der deutschen Ausgabe,  
© NIXENBERG/ Gallery Stock  
Satz: Farnschläder & Mahlstedt, Hamburg  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
ISBN: 978-3-453-41355-9

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

Für meine Mutter



»Seinem eigenen Bericht zufolge muss er  
sein Lebtag unter einigen der verruchtesten  
Menschen zugebracht haben, welche Gott  
jemals auf dem Meere geduldet.«

Robert Louis Stevenson,  
*Die Schatzinsel*

»... wie sauer wird doch süßeste Musik,  
Wenn's Taktmaß bricht,  
die Harmonie nicht stimmt!«

William Shakespeare,  
*Richard II.*, 5. Akt, 5. Szene





**A**ls meine Schwester noch ein Baby war, nahm meine Mutter sie manchmal aus dem Hochstuhl und sang: »Raus, raus, raus! Raus mit dem Teufel!« Wir wohnten in der Seachase Lane 213, Loyalty Island, Bundesstaat Washington. Im Wohnzimmer brannten Messinglampen, die mit je vier Ketten an der Decke befestigt waren und so tief hingen, dass ich sie bei ausgestrecktem Arm gerade noch mit den Fingerspitzen in Schwung versetzen konnte. An solchen Abenden drehte meine Mutter den Dimmer hoch und hielt meine Schwester an das Fenster mit Blick auf Greene Harbor, als würde sie das Baby durch die Glasscheibe drücken wollen. Das ist viele Jahre her, aber ich habe die Melodie noch immer im Ohr. Ich sehe immer noch meine Mutter vor mir, wie sie Em etwas steif hält und sich dabei in der Hüfte wiegt. Hinter den schwach reflektierten Gesichtern der beiden wird die Dunkelheit durchdrungen vom sanften Lichtschein anderer Fenster und von den Lichtern der Kutter unten im Hafen, die hin und her schaukeln, als hörten auch sie die Melodie.

Eines Abends fragte ich meine Mutter: »Hast du mir dasselbe Lied vorgesungen?«

»Nein, Cal.« Sie setzte Em in die Schaukel.

Ich ging hinter ihr her in die Küche. »Und warum nicht?«

Das war im Frühjahr 1987. Meine Mutter war im Winter aus Kalifornien zurückgekehrt, die Haare feuerrot gefärbt. Sie legte ihre Platten nicht mehr auf und sang auch kaum etwas anderes.

»Ich hab's irgendwo gehört«, sagte sie. »Es geht mir nicht aus dem Kopf. Das passiert schon mal. Warum?«

Meine Schwester war wieder eingeschlafen. Der Regen peitschte ans Fenster. Meine Mutter erwartete eine Antwort von mir: dass ich ihr sagen würde, das Lied sei meiner Meinung nach eine Art Zeichen, ihre eigene Art, zur Kenntnis zu nehmen, was in unserer Stadt und bei uns zu Hause passiert war; dass ich ihr Dinge sagen würde, die ich mit vierzehn nicht sagen konnte und auch jetzt, im Alter von achtundzwanzig Jahren, nur mit Mühe. Damals war ich so nahe dran wie nie, meinen Teil an dem einzugestehen, was sich ereignet hatte. Die Stille habe ich seitdem wie einen bohrenden Schmerz empfunden.

**L**oyalty Island – das war der Gestank von Hering, Lackfarbe und fauligem Seetang an Anlegestellen und auf Stränden. Der Geruch von Kiefernadeln, die sich am Boden braun verfärbten. Das Rumpeln von Außenbordern, von Windböen und Eismaschinen, das Heulen hydraulischer Winschen. Es war graues Dämmerlicht, das morgens und abends kam und ging – wie Ebbe und Flut.

Es war eine Aura der Einsamkeit. Wir behielten den Kalender im Auge und warteten auf das Chaos, das ausbrach, wenn die Funkgeräte knisterten und knackten, die Telefone läuteten und Reifen auf den Parkplätzen rund um Greene Harbor Staub aufwirbelten. Wir suchten den Horizont nach zurückkehrenden Fischern ab, die abgerissen und mit speckigen Klamotten an Land gingen, ihr Seemannsgarn spannen, ihre Geheimnisse aber für sich behielten.

Es ist ganz normal, dass man seinen Geburtsort für einmalig hält, aber Städte wie unsere gab es auf der ganzen Halbinsel, entlang der ganzen Küste. In den Leihbüchereien gab es Bücher, die nie, und Filme, die immer ausgeliehen waren. Die Kinder spielten Baseball auf verwilderten Plätzen. Die Highschool-Schüler schwänzten den Unterricht in billigen Schnellrestaurants und imitierten die Flüche ihrer Eltern mit Zungen, die sie sich an stark gesüßtem Kaffee verbrannt hatten. Die Erwachsenen kauften Autos und Waschmaschinen auf Pump. Wir heulten und trösteten uns gegenseitig, wenn eine Katastrophe passierte, und davon gab es bei uns mehr als genug.

Loyalty Island war eigentlich gar keine Insel. Der Ort erstreckte sich über eine Landzunge, die in die Straße von Juan de Fuca hineinragte – eine schmale Halbinsel, die im rechten Winkel abknickte wie der Hals und der Kopf einer Giraffe. Hinter uns wuchsen im Regenwald Farne und Moos, das sich leuchtend grün von der Rinde der Bäume abhob. Entlang der Straßen neigten sie sich dicht an dicht und verwandelten sie in dämmerige Schluchten, durch die man wie auf Glatteis hindurchglitt. Hinter dem Wald leuchteten die weißen Berggipfel im Nebel. Die Meerenge war eine Palette aus grauem, blauem, grünem und schwarzem Wasser. Man konnte tagelang auf einer Pier, einem Hügel oder – wie in meinem glücklichen Fall – im Wohnzimmer sitzen und nur über Namen für die unterschiedlichen Farben grübeln. Und jenseits dieser Schichten aus Wasser und Licht zeichneten sich am Horizont Inseln ab, die von den Silhouetten dunkler Bäume überzogen waren. Hinter den Inseln trieb der Ozean die Wolken am Himmel vor sich her. Es regnete im Herbst, im Winter und im Frühling. Der Himmel hob und senkte sich; der Ozean zog sich zurück und rauschte heran, aber bis zu jenem Sommer, in dem ich vierzehn Jahre alt wurde, blieb Loyalty Island so, wie es war.



In jenem Sommer, dem Sommer 1986, regnete es pausenlos. Mein Vater kam jeden Abend mit quietschenden Gummistiefeln nach Hause. Meistens wartete ich, bis sich seine Umrisse auf der bleiverglasten Haustür abzeichneten, aber an dem Abend war ich bei meiner Mutter in der Küche, beim Umluftgebläse des Backofens.

»Ich bin morgen Abend bei den Gaunts«, sagte mein Vater.  
»John wird den morgigen Tag vielleicht nicht überleben.«

»Komm mal her«, rief meine Mutter mir zu. Sie stand gebückt und mit glühendem Gesicht vor der offenen Klappe des Backofens.

»Vielleicht stirbt er auch diese Nacht«, sagte mein Vater, »aber wahrscheinlich eher morgen.«

Ich griff mir die Auflaufform mit dem blubbernden Gemüse, aber sie entglitt meinem Ofenhandschuh, und meine Mutter musste das glühend heiße Glas mit ihrer bloßen Hand auffangen. Sie stieß die Backofenklappe mit dem Fuß zu und hielt ihren Arm unter den Wasserhahn. »Das kann nicht sein«, sagte sie.

»Es stimmt aber.«

»Hast du nicht mehr dazu zu sagen?«, fragte sie.

»Was kann ich denn *noch* sagen?« Mein Vater hatte seit Langem an der Oberlippe eine Narbe von einem Hundebiss, und manchmal sah es so aus, als würde er durch seine Narbe sprechen und nicht aus dem Mund. »Leberversagen, Nierenversagen, was weiß ich. Ich habe kaum mitbekommen, was der Arzt sagte.« Er ließ sich auf die rote Kunstlederbank in unserer Frühstücksecke fallen und rubbelte sich die Nässe aus dem Haar.

Mein Vater wusste nie, wie er uns etwas beibringen sollte. Das hatte nichts mit Faulheit oder mangelnder Sensibilität zu tun. Er hatte keine Ahnung, weil er uns einfach nicht kannte. Mindestens die Hälfte des Jahres war er in Alaska und konnte die entgangene Zeit kaum wettmachen. In den Sommermonaten las er mir jeden Abend vor dem Zubettgehen vor, hauptsächlich, glaube ich, um meine Mutter zu beeindrucken, um ihr zu beweisen, wie ernst er ihre Anordnung nahm, ich solle nicht blindlings in seine Fußstapfen treten. Als ich acht Jahre alt war, las er mir Robert Louis Stevensons *Schatzinsel* drei Mal von vorne bis hinten vor. Ich mochte den jungen Erzäh-

ler Jim Hawkins, aber insgeheim himmelte ich die dem Untergang geweihten Piraten an. Den Blinden Pew, der auf der Straße zusammengeschlagen wurde. Black Dog, dessen Finger so verstümmelt wurden wie die von Don Brooke, dem Freund meines Vaters. Israel Hands, der von der umschlagenden Ruderpinne getötet wurde. Und natürlich vor allem Käpt'n Flint, tot und begraben wie sein Schatz. Käpt'n Flint, der noch einen langen Schatten warf – viele Jahre, nachdem er sich in Savannah zu Tode gesoffen hatte. Ich bat meinen Vater, mir noch mehr zu erzählen.

»Was soll ich dir denn noch erzählen?«, fragte er lachend. »Da musst du Robert Louis Stevenson fragen. Aber der ist ja tot. Na, lass mich mal nachdenken.«

Ich wartete unter der Bettdecke, während mein Vater es sich auf dem blauen Sitzsack auf dem Fußboden bequem machte und die Nachttischlampe ausschaltete. Ich konnte den Duft der allabendlichen Tasse Kaffee in seinem Atem riechen. »Vor vielen Jahren«, begann er, »als Flint noch ein guter Kerl war ...«

Jeden Abend in diesem Sommer erzählte mir mein Vater eine neue Geschichte. Käpt'n Flint verteidigte in Haiti die Dörfer gegen Banditen, befreite in Brasilien Sklaven und freundete sich in Nepal mit dem Yeti an.

Wie immer brach mein Vater auch in diesem Herbst nach Alaska auf, und den ganzen Winter dachte ich über Käpt'n Flint nach. Wie konnte es angehen, fragte ich mich, dass sich der gute Käpt'n in den Mann verwandelte, der seinen Schatz auf der Skelettinsel vergrub und seine Mannschaft umbrachte, um sein Geheimnis zu hüten; in den Mann, der Allardyce verrotten ließ, dessen ausgestreckter Arm den Weg zum Schatz zeigte? Als mein Vater im Frühjahr nach Hause kam, hätte ich ihm diese Frage beinahe als erste gestellt.

»Das sind doch bloß Geschichten, Cal. Das weißt du doch – oder?« Er ging durch alle Zimmer unseres Hauses. Das tat er immer, wenn er aus Alaska zurückkam, als müsste er das Haus erst wieder kennenlernen.

Wusste ich, dass es nur Geschichten waren?

Ich sagte Ja.

»Nun«, sagte mein Vater, während ich ihm ins Wohnzimmer folgte, »er wurde wahrscheinlich einfach gierig.«

»Wonach?«, fragte ich. »Was wollte er denn?«

Die Hände meines Vaters waren so fleischig und dick wie Steaks, sie waren vernarbt und schwielig – besonders an den Fingerspitzen. Er war breitschultrig und hatte kurze Beine, die wie geschaffen waren für ein schlingerndes Deck. Selbst zu Hause stand er breitbeinig da, als müsste er die Balance halten.

»Darum geht es nicht«, sagte er. »Gier bedeutet nicht, dass du nur *eine* Sache willst. Es heißt, dass du einfach *alles* willst und dass du nicht weißt, *was* du willst. Etwas haben zu wollen – das geht in Ordnung. Aber das nennen wir nicht Gier.«

»Wie nennst du es dann?«, fragte ich.

Ich wünschte, ich könnte mich an seine Antwort erinnern. Warum kann ich es nicht? Wer entscheidet, was wir behalten und was wir vergessen? Wer hatte entschieden, dass ich die Verzweiflung im Gesicht meines Vaters, als er uns an jenem Abend sagte, dass John Gaunt im Sterben lag, immer sehen würde? Unter normalen Umständen machte er den Eindruck einer vollkommen ausgewogenen Naturkraft – salzverkrustet und klatschnass von der See und vom Sprühregen –, aber an jenem Abend schälte er sich aus seiner mit Lammfell gefütterten braunen Cordjacke, breitete sie auf dem Küchentisch aus und legte seinen Kopf darauf.

»Du merkst es einfach nicht, wenn es dich jahrelang an-

gestarrt hat«, sagte er. »John gehört alles. Wenn Richard herkommt, kriegt er alles.«

Meine Mutter zuckte mit den Mundwinkeln. Ihre grünen Augen waren umrahmt von feinen weißen Linien, die wie Wellenkämme aussahen. Mein Vater sagte stets, er habe sie geheiratet, damit er immer an der See sein konnte. Ziemlich abgeschmackt, aber er meinte es wirklich.

»Hast du gerade gesagt, dass John im Sterben liegt? Bist du wirklich gerade mit diesen Worten zur Tür reingekommen?« Sie starrte ihn an und schloss dann die Augen, als ob sie den Anblick nicht ertragen konnte.

»Für mich ist das auch nicht schön«, sagte mein Vater.

Meine Mutter ging wieder zum Wasserhahn und sagte mit lauter Stimme, um das Rauschen zu übertönen: »Wie lange weißt du es schon? Warum hast du nichts gesagt?« Sie wollte noch etwas anderes sagen, aber das bekam ich nicht mehr mit. Schließlich drehte sie den Hahn zu und wischte sich die Augen mit dem Geschirrtuch ab.

Mein Vater sah auf, den Kopf immer noch auf seiner Jacke. Auf seinem Handgelenk klebte ein Rest verkrusteter weißer Farbe, der wie ein Eisberg aussah. Er roch nach Terpentin. »Er ist gestern zusammengebrochen, aber bis heute Abend wusste keiner, wie schlimm es war. Ich fühl mich beschissen. Das kannst du dir doch denken.« Er setzte sich auf, und seine Stiefelabsätze quietschten über die orangefarbenen Fliesen, als er die Beine ausstreckte. Meine Mutter kniete vor ihm, die verbrannte Hand mit einem Geschirrtuch umwickelt. Mit ihrer freien Hand zog sie ihm langsam die Stiefel aus. Ich hatte sie das noch nie machen sehen.

»Wir kommen mit zu John morgen«, sagte meine Mutter. »Cal und ich.«



Mein Vater schwieg. Er konnte ihr nie etwas abschlagen. Das Spaghettiwasser verdunstete in Dampfvolken. Sie brachte die Stiefel an die Kuchentür. »Gieß bitte die Nudeln ab, Cal«, sagte sie. Dann begann sie zu weinen. Mein Vater sah sie einen Augenblick an, legte den Kopf zurück auf die Jacke und presste seine Unterlippe gegen einen Metallknopf.



John Gaunt war der Chef von Loyalty Fishing, dem größten Fischereiunternehmen der Gegend – und der einzige Mensch in der Stadt, der über nennenswerten Reichtum verfügte. Ihm gehörten der rund fünfundvierzig Meter lange Krabbenkutter *Laurentide*, den mein Vater fuhr, der Kutter, den der Freund meines Vaters, Sam North, kommandierte, die *Cordilleran*, und überhaupt alle weiteren Schiffe der Loyalty-Flotte. Er besaß auch das Kühlhaus. Und außerdem die stinkende Fischverarbeitungsfabrik, die Krabbenkörbe, die in Dutch Harbor lagerten, und die Schleppnetze in Greene Harbor. Ihm gehörten die Schleppangelruten, die künstlichen Fliegen und die gut sechzehn Zentimeter langen Blinker. Ihm gehörten die Loran-Funknavigationssysteme, die Bordfunk-, Radar- und Echolotgeräte in den Ruderhäusern der Kutter. Ihm gehörten die Teekessel und Kaffeemaschinen, die angeschlagenen Becher, die Kiefern-schapps in den Kombüsen und die kleinen Messinghaken, an denen die Kaffeebecher baumelten. Ihm gehörten die Slipanlagen in Greene Harbor, wo seine Schiffe eindockten, und alle anderen Slipanlagen sowieso. Und natürlich ein Anteil am gesamten Fang, der angelandet wurde: Königskrabben, Schneekrabben, Tannerkrabben, Heilbutt, Kabeljau und Schellfisch.

All dies gehörte ihm von Geburt an. Die Firma und angeblich auch die Stadt waren von Johns Urgroßvater Raleigh gegründet

worden und wurden gewissermaßen durch drei Generationen der Gaunt-Sippe weitergereicht.

Für uns war die Geschichte der Gaunts so grundlegend und schwer zu fassen wie ein griechischer Mythos. Man munkelte, Raleigh wäre der unerwünschte Sohn einer Prostituierten aus Seattle gewesen, die ihn während einer mondlosen Nacht in einen Weidenkorb gesteckt und in der Elliott Bay ausgesetzt hätte. Die Flut hätte Raleigh über die Meerenge in den Pazifik getragen, bevor sie ihn zurückwarf ans Nordufer der Olympic-Halbinsel. In einer anderen Version wurde Raleigh als englischer Ballonfahrer dargestellt, als Gentleman-Abenteurer, der den Pazifik solo überqueren wollte. Nur wenige Hundert Kilometer von Vancouver entfernt wäre die Heißluft aus der Ballonhülle entwichen, und er sei an unserer Felsenküste gelandet.

Don Brooke, einer von Johns Skippern, erzählte jedes Mal im September seine Version der Geschichte. Er war ein erbärmlicher, kleinwüchsiger Kerl. Dabei ging es nicht so sehr um seine Körpergröße – er war wirklich *klein*; was ich damit sagen will, ist: Er war mickrig. Er konnte niemandem in die Augen sehen, schon gar nicht Kindern. Er fand es witzig, so zu tun, als wollte er einen erwürgen, und er drückte immer zu fest zu. Aber einmal im Jahr war Don mein Held.

In Loyalty Island kam man nicht im Krieg um. Man ertrank in den Strömungen der Beringsee. Bevor die Fangsaison im September begann, feierten wir den Gedenktag mit einer Schweigeminute vor dem Salat. Nach dem Essen klopfte John Gaunt für gewöhnlich mit seinem Ehering ans Glas und ließ seine sanfte Stimme über den Tisch schweben. »Auf das kommende Jahr«, sagte er und hob sein Glas. »Mehr wollen wir gar nicht.«

Die Erwachsenen zündeten sich Zigaretten an. Sie nahmen die Servietten vom Schoß und pflanzten sie auf den Tisch wie

Flaggen, den Mund wischten sie sich mit dem Handrücken ab. Daraufhin ging Don schwerfällig zum oberen Ende der Tafel und erzählte die Geschichte von Raleigh Gaunt mit mörderisch schleppender Stimme – der Stimme von Billy Bones. Dabei stützte er sich mit dem Knie auf einem Stuhl ab, um seine angegriffene Hüfte zu entlasten, er wandte sich dem Kinderstisch zu und starrte jeden von uns der Reihe nach an.

»Raleigh Gaunt«, sagte er dann und ballte die Faust, als ob allein der Name ein Grund zum Feiern wäre. »Was wissen wir von Raleigh Gaunt? Er war Offizier an Bord eines Walfängers aus San Francisco. Das wissen wir. Und wir wissen auch, dass das Schiff, statt auf südlichen Kurs zu gehen, sich nördlich hielt und Jagd auf Buckelwale in der Straße von Juan de Fuca machte – und da in raues Wetter geriet. Bei Anbruch der Abenddämmerung waren sechsundzwanzig Mann an Bord, am frühen Morgen hatte die halbe Mannschaft ihr nasses Grab gefunden.« An dieser Stelle machte Don eine Pause, kniff ein geschwollenes Auge zu und musterte mit dem anderen messerscharf jedes Kind. »Wie viele waren dann noch übrig?«

»Dreizehn!«, riefen wir.

Er tat so, als würde er jeden Einzelnen an den Fingern abzählen. Der Zeigefinger seiner rechten Hand war in einen Köderkorb geraten und dabei verstümmelt worden, und bei »dreizehn« wackelte er bedrohlich mit dem Stumpf und grinste.

»Und was ist Brauch bei dreizehn Leuten?«

»Über die Planke gehen!«, riefen wir.

Don hielt wieder inne und ließ den nächsten Satz wirken. Der tat es aber nicht – nicht auf Jahre hinaus.

»Brauchtum, das wissen wir, ist die Triebkraft der Geschichte. Die Überlieferung sagt uns, dass die Zahl Dreizehn Unglück bringt. Dreizehn Männer – das war das Letzte Abendmahl. Der

Käpt'n trommelte seine Leute am Morgen zusammen. »Tut mir leid, Männer – wir müssen Lose ziehen.« Aber Raleigh Gaunt fiel ihm ins Wort.«

An dieser Stelle wandte sich Don an John Gaunt. »Was hat Raleigh gesagt?«

John fuhr sich immer mit der Hand durch den Bart, als würde er über die Frage nachdenken. »Warum nicht ich?«

»Warum nicht ich?« Und Don klopfte mit seinen Knöcheln auf den Tisch, als wollte er die körperliche Verletzlichkeit demonstrieren und uns vor Augen führen, was Raleigh aufzugeben bereit war. »Tapfere Worte.«

Die Sonne, erzählte Don, war gerade aufgegangen, aber schon hell, als die übrigen Männer an Deck antraten. Der Flaschenzug quietschte, als das Walfangboot zwei Decks tief zur Wasseroberfläche abgefiert wurde. In der gleißenden Morgensonne konnte Raleigh die Gesichter der Männer nicht ausmachen, aber er roch die Fichtennadelseife, mit der sie nach dem Sturm das Deck geschrubbt hatten, und diesen Geruch konnte ich am Kindertisch beinahe erschnuppern. Ich spürte auch fast den Geschmack des Schiffszwiebacks, den sie Raleigh als letzte Mahlzeit gegeben hatten, und ich konnte auch beinahe den Wind hören, der die Flaggen flattern ließ und das Großsegel blähte, als sich das Schiff aufrichtete und ihn dem Vergessen überließ.

»Und warum nicht Raleigh?«, fragte Don. »Irgendjemand musste ja all dies aufgeben. Raleigh war nur tapfer genug, das auch zu tun. Nach einer Stunde war das Schiff nur noch ein Punkt an der Kimm. Aber nach nur einer Woche hatte er schon unsere Ortschaft gegründet.«

Wir klatschten und jubelten. Raleighs Geschichte war *unsere*; sie sagte etwas über uns aus. Und was waren wir? Die Nachkom-

men – zumindest im Geiste – eines Mannes von außergewöhnlichem Mut, der seelenruhig seinen Platz achtern in einem Walfangboot einnahm, weil das Brauchtum es so forderte. Der ein offenes Boot quer über den Nordpazifik steuerte und an der Spitze des Kontinents anlandete – erschöpft, mit aufgeplatzten Lippen, und der aus alten Traditionen neue schmiedete. In dem Augenblick hatte ich das Gefühl, als gäbe es kein Schicksal auf der ganzen Welt, das so einzigartig war wie meines.

Selbst nachdem ich Loyalty Island verlassen hatte, blieb dies Gefühl lebendig. Manchmal verbringe ich im September ganze Sonntagnachmittage damit, Kartoffeln zu schälen, Fischfond köcheln zu lassen, bemehlten Heilbutt anzubraten, um so das Gedenktagsmahl meiner Kindheit wiederaufleben zu lassen. Während ich koche, kann ich nicht umhin, mir vorzustellen, wie ich mich an den Tisch zu meinem Vater und all den anderen Fischern setze, die unterwegs zur Beringsee sind. Stattdessen lade ich Freunde ein, von denen so mancher sogar noch nie den Ozean gesehen hat.

Dons Geschichte war womöglich nur Bockmist. Wahrscheinlicher ist es, dass Raleigh auf der Suche nach Gold buchstäblich aus dem Nichts im Westen auftauchte, und als sich das nicht bezahlt machte, sich auf Fischfang verlegte, und dabei ging er weit genug die Küste hinauf, um ungehindert über die Bestände an Lengdorsch, Lachs und einigen dickköpfigen Grauwalen verfügen zu können. Nach dreißig Jahren war der Lengdorsch abgefischt, nach vierzig gab es kaum noch Lachs, aber zu dem Zeitpunkt spielte das schon keine Rolle mehr. Dieselmaschinen und Kühlhäuser gestatteten es den Gaunts, immer weiter in den Ozean vorzudringen, nach Norden und Westen, Generation für Generation.

Im Unterschied zu den Städten, die einst Textilien herstell-

ten und verödeten oder sich in belanglose Touristenfallen verwandelten, blieb Loyalty Island rund hundert Jahre lang so, wie es war. Und das hatten wir den Gaunts zu verdanken. Größere Schiffe, bessere Ausrüstung, auf Kredit und vor dem Abschwung gekauft, versetzten die Männer in die Lage, den Fanggründen entlang der Küste zu folgen, sich aufzuteilen und Beute zu machen. Als die Krebsfischerei in Alaska in den Siebzigerjahren außer Rand und Band geriet, war John Gaunt besser darauf vorbereitet als alle anderen in der pazifischen Fangflotte. Seine brandneue Armada aus fünf Schiffen, von denen zwei rund fünfundvierzig Meter lang waren und je hundertzwanzig Krebskörbe an Bord hatten, verhalf den Fischern von Loyalty Island zu Spitzenpositionen und Fangergebnissen in Höhe von Millionen von Dollar.

Den Gaunts war es zu danken, dass die Fischer sichere Arbeitsplätze hatten und folglich auch die Lehrer und Elektriker. Bob Rusk zapfte nach wie vor Olympia-Bier in Eric's Quilt (benannt nach der wärmenden Decke, die Bobs Lebensgeister wieder wachrief, nachdem man ihn aus der Beringsee gefischt hatte). Mrs. Zhou drückte weiterhin in der Reinigung auf den Knopf, der das Gestell mit den Kunststoffhüllen für die Kleider in Schwung versetzte. Will Percy führte nach wie vor seine linkischen Gespräche mit Besuchern des Orpheum-Kinos, dessen Foyer nach seinem Pfeifentabak roch. Mrs. Gramercy, deren eine Gesichtshälfte gelähmt war, machte in der Leihbücherei weiterhin ihre Runden und staubte in den Regalen Buchrücken für Buchrücken ab.

---

John Gaunt starb an einem für den Nordwesten typischen Morgen: Es hatte den Anschein, die Sonne wäre über Nacht ausgebrannt und würde nur herabfallende Asche hinterlassen. Während ich unter der Dusche stand, betrat meine Mutter, ohne anzuklopfen, das Badezimmer. Durch den Plastikvorhang sah ich schemenhaft, wie sie ihr Haar im Spiegel zurechtmachte. Falls sie dabei etwas sagte, ging es im zischenden Strahl des heißen Wassers unter. Als ich in mein Zimmer zurückkam, war mein grauer Anzug schon auf dem Bett bereitgelegt. Unten im Flur gab sie mir meinen schwarzen Mantel, der viel zu warm und schwer war für das Wetter.

Bevor mein Vater sie nach Loyalty Island verfrachtete, hatte sie in Santa Cruz in Kalifornien unterrichtet. Das konnte ich mir kaum vorstellen. Nicht zuletzt war sie weitaus schöner als jede Lehrerin, die ich jemals gehabt hatte. An jenem Morgen trug sie ein bodenlanges dunkelgraues Kleid. Ein Anhänger aus Bernstein, der die Form einer Pfeilspitze hatte, leuchtete an einer Kette um ihren Hals. Sie war damals im fünften Monat schwanger, und ich hatte sie wochenlang nichts anderes als geblühte Umstandskleider tragen sehen. Die schlichte Gestalt, die ich vor mir sah, war erstaunlich.

Einmal, vor vielen Jahren, läutete während des Mittagessens das Telefon. Meine Mutter hielt den Hörer lange ans Ohr, schwieg und zupfte an ihrem Pferdeschwanz. Nachdem sie den Hörer aufgelegt hatte, setzte sie sich in die Essecke und legte beide Hände flach auf den gelben Küchentisch. »Andromeda«, sagte sie. *Andromeda* war unser Kennwort des Monats. An jedem Monatsersten während der Abwesenheit meines Vaters suchten wir uns aus Edith Hamiltons *Großem Buch der klassischen Mythen* einen neuen Namen aus. Einen Monat war es Hermes, im nächsten Hades. Wenn wir etwas Wichtiges zu be-

sprechen hatten, sagten wir das Kennwort und legten unsere Handflächen mit gespreizten Fingern auf den Tisch, bis wir beide meinten, es könne losgehen.

»Die *Laurentide* meldet sich seit gestern nicht mehr über Bordfunk«, sagte meine Mutter. »Verstehst du?«

»Ja.«

»Man hat keine treibenden Wrackteile gefunden, und das ist ein gutes Zeichen. Verstehst du?«

»Ja.«

Bei ihren nächsten Worten sah sie mir direkt in die Augen, als hätte sie es geübt. »Die Chancen stehen trotzdem nicht sonderlich gut. Verstehst du?« Sie legte ihren Arm um mich und strich mir das Haar zurück, wobei sie mir sanft ins Ohr flüsterte: »Geht's dir gut?«

»Ja«, sagte ich, und es stimmte auch. Ich wäre aufgelöst gewesen, hätte sie in ihrem Blick nicht diese Ausdauer und in ihrer Stimme nicht diese Festigkeit bewiesen, die sich meiner Meinung nach auf ihre Überzeugung gründeten, dass mein Vater noch am Leben war und dass er – wie immer – aus Alaska zurückkehren würde. Und so war es auch. Am Tag danach stellte sich heraus, dass Bordelektronik und -funk der *Laurentide* ausgefallen waren, das Schiff ansonsten aber gut in Schuss war.

An diesem Abend deckte meine Mutter zum Essen einen dritten Platz ein, was sie oft tat, als ich noch klein und mein Vater nicht zu Hause war. »Kennst du den einzig richtigen Weg zu feiern?«, fragte sie. »Du musst gleichzeitig kochen und tanzen.« Sie schenkte sich einen Whiskey ein und schickte mich in ihr Kellerstudio, um eine Schallplatte auszusuchen. Ich hatte die Wahl unter Hunderten von Platten auf Regalen, die ich gerade noch mit dem Arm erreichen konnte. Sie ließ mich selten allein da herunter, und ich nahm den Auftrag ernst. Ich wählte



ein Stück mit dem Titel *Quartett auf das Ende der Zeit*, weil es sich wie eine Abenteuergeschichte anhörte.

»Hmmm«, machte sie. »Nun – versuchen wir’s mal.« Als die Musik erklang – geisterhafte Violinen und dissonante Klavierakkorde –, begann sie, sich in den Hüften zu wiegen.

»Ich hole was anderes«, sagte ich.

»Ich finde es perfekt«, antwortete sie.

Sie wirbelte in ihrem langen Rock herum. Die Küche roch nach köchelnden Tomaten. Sie nahm noch einen Schluck Whiskey, drehte sich im Kreis und warf dabei einen Löffel herunter. Sie machte die Deckenbeleuchtung aus und ließ nur das Licht über dem Herd brennen – wie einen Spot, der den verkehrten Teil der Bühne beleuchtet.

»Na los«, sagte sie. »Tanzen kann man nicht allein. Das geht nicht.« Sie nahm mich bei der Hand, und wir drehten uns fast wie im Walzertakt.

»Irgendwie stimmt das nicht«, sagte ich. »Es passt nicht.«

»Stimmt. Du musst führen.«

Das Klavier klang wie Hufgetrappel. Eine Klarinette jaulte und trillerte. Ich versuchte, mich im Takt der Musik zu bewegen, und meine Mutter beobachtete mich dabei und lächelte mir zu. Sie ahmte mich spiegelverkehrt nach und machte wilde Drehbewegungen, die Hände hoch über dem Kopf, bis wir so lachen mussten, dass wir nicht weitertanzen konnten.

Später, beim Essen, lachte sie nicht mehr, und ich sah ihr an, dass sie nicht mehr glücklich war. Ich kannte diese Stimmungsumschwünge. Sie hatte sich früher immer wieder für Jobs beworben, wollte aber nicht zum Vorstellungsgespräch erscheinen. Sie kochte Mahlzeiten mit mehreren Gängen, nur um sie anschließend in den Müll zu werfen. Vielleicht bezog sie daraus eine gewisse Stärke, eine gewisse Freiheit, sich anders

zu entscheiden, jeden Augenblick aufzubegehren, und wenn auch nur gegen sich selbst.

»Da siehst du, wie gefährlich das alles ist«, sagte sie, »was dir alles passieren könnte.«

Das war mir klar, aber die Tatsache, dass mein Vater wieder einmal überlebt hatte, gab mir die Gewissheit, dass niemand, der mir etwas bedeutete, jemals sterben könnte.

»Wer nicht wagt, der nicht gewinnt«, äffte ich meinen Vater nach. Meine Mutter nickte, stand auf, schenkte sich noch einmal Whiskey nach und sagte dann: »Du kannst nichts dafür. Aber ich kann dir gar nicht oft genug sagen, wie dumm das ist, was du gerade gesagt hast. Wenn du etwas Sinnvolles mit deinem Leben anfangen willst, dann solltest du das wenigstens erklären können. Übernimm nicht einfach Ideen anderer Leute. Ich weiß, dass die meisten Menschen das tun, aber du solltest das nicht machen. Es wäre nicht fair.«

»Fair wem gegenüber?«, fragte ich.

»Mir gegenüber«, sagte sie.

Wenn es um meinen Vater ging, um meine Zukunft, dann gab es keine Kompromisse. Sie war fast immer so standhaft. Aber am Tag, als John Gaunt starb, ging sie im Wohnzimmer auf und ab und rieb sich die geröteten Augen. Sie hatte Flecken auf den Wangen, und ihr Augen-Make-up war schon ganz zerlaufen. Während ich mir die guten Schuhe anzog, hustete sie in ein zerknülltes Papiertaschentuch. Als ich zur Tür ging, zog sie mich zu sich heran und drückte ihre Stirn auf meine Schulter.

»Du musst mir heute helfen«, sagte sie mit sanfter Stimme. »Wenn wir bei John sind, werde ich deine Hilfe brauchen.« Ich war so überrascht, dass ich nicht fragte, wobei.

—

John fuhr schon lange nicht mehr zur See. Ich kann mich jedenfalls nicht daran erinnern, ihn jemals an Bord gesehen zu haben. Er war so um die fünfundsechzig, groß und von schlanker Statur. In meiner frühesten Erinnerung hatte John schon einen weißen Bart, der aber immer noch einen orangefarbenen Hauch aufwies – wie die erste Morgendämmerung auf einer Nebelbank. Er humpelte leicht und stützte sich auf einen polierten Spazierstock.

Außerhalb der Fangsaison, wenn er und die anderen Skipper zu uns zum Abendessen kamen, traf John immer als Erster ein und kündigte sich durch zweimaliges Klopfen mit seinem Spazierstock an unserer Haustür an.

An jenen Abenden, wenn meine Mutter kochte, war die ganze Küche in Aufruhr: das zischende Öl in der Schmorpfanne, das Klicken der Brenner, die blauen Flammen, die unter den Töpfen aufblühten. Sie stand über den Herd gebeugt, überprüfte Suppen und Gemüse durch wabernde Dampfwolken. Sie wirbelte vom Schneidebrett zum Spülbecken, wobei ihre Absätze auf den orangefarbenen Fliesen klapperten.

Mir fiel bald auf, dass das stakkatoartige Klopfen an der Haustür das Signal für meine Mutter war, sich die Haare glatt zu streichen und noch einmal einen Blick ins Wohnzimmer zu werfen. Wenn sie dann die Tür öffnete, schien der Druck aus dem ganzen Haus zu weichen.

Wenn auch die anderen Skipper, Don Brooke und Sam North, eingetroffen waren, setzten wir uns zu sechst an den Tisch mit seiner cremefarbenen Leinendecke und zogen die Servietten aus den Plastikringen. Meine Mutter fragte andere Leute niemals, was sie von ihrer Kochkunst hielten, aber wenn John ihr Komplimente machte, schürzte sie ein bisschen die Lippen, als würde ein richtiges Lächeln verräterisch wirken.

Bei Tisch wurde nur über das Geschäft gesprochen. John, Sam, Don und mein Vater kabbelten sich über Treibstoffkosten und die Frage, welche Fischverarbeitungsanlage sie über den Tisch ziehen würde und welcher sie trauen konnten. Ich schob meinen Stuhl zurück und bohrte meine Ellbogen in die Platzdecken, genauso wie es die anderen machten, und bemühte mich, das alles einzuordnen. Ich glaubte, wenn ich mir alles merken könnte, würde der Tag kommen, an dem Don, Sam oder sogar mein Vater einen Fehler machen würden – nur einen kleinen –, und ich könnte ihn dann korrigieren. Aber irgendwann schweiften meine Gedanken ab zu dem Fisch, der auf meinem Teller lag, oder zum Jazz aus der Stereoanlage.

Erst wenn sich das Gespräch den angepeilten Fanggebieten zuwandte, konnte ich mich konzentrieren. Die Inside Passage. Cape Decision. Veta Bay. Alaska. Diese Namen klangen nicht weniger fantastisch als Argos, Schädelinsel oder Stadt der Affen. Beim Klang der Namen fühlte ich, wie sich mein Verstand weitete. Ich stellte mir weiße Seen und Stille vor. Tröpfelndes Licht und kalte Windstöße. Schiffe, die Wellen durchpflügten, begleitet von Vogelschwärmen so schwarz wie Schlüssellocher im Himmel.



Wir hatten in der Auffahrt zum Haus der Gaunts Staub aufgewirbelt und waren durchs dunkle Wohnzimmer gelaufen und die Treppe hinaufgerannt, dann aber hielt meine Mutter uns vor der offenen Tür zu Johns Schlafzimmer zurück. Wir hörten Stimmen.

»Wir müssen jetzt nichts entscheiden – dein Vater, zum Donnerwetter, wir wissen doch noch nicht ...« Die erste Stimme war die von Sam North.

»Sieht es etwa so aus, als würde mein Vater sich demnächst wieder aufsetzen im Bett? Wohl kaum.« Die zweite Stimme klang trübe und unbarmherzig. Ich wusste sofort, das war Richard, Johns einziger Sohn. Ich hatte ihn mindestens ein Jahr lang nicht gesehen. Er war weg. Das sagten sie immer über Richard. Er war weg. Niemand hatte eine Ahnung, wo.

»Dann musst du jetzt die Entscheidungen treffen. Der Zeitpunkt ist natürlich beschissen. In einem Monat ist Hochsaison. Wir kümmern uns um alles, aber wir müssen uns darauf verlassen können, dass wir rausfahren«, sagte Sam.

»Oder ich könnte mit euch kommen«, sagte Richard.

»Wenn du willst.«

»Es würde mich nur ein paar Frostbeulen im Gesicht kosten, richtig?«

Sam lachte. »Höchstens.«

»Könnte aber auch sein, dass ich nicht aussehen möchte wie in einem Horrorfilm.«

»Richard, du musst wissen, was dies alles deinem Vater bedeutete.«

»Was es John *bedeutet*«, sagte Don Brooke. »Nicht, was es *bedeutete*. Er kann uns hören. Ich möchte nicht, dass er denkt ...«

»Er denkt überhaupt nichts«, sagte Richard.

Sie sprachen darüber, was nach Johns Tod aus der Firma werden sollte. Mir war klar, dass Richard alles erben würde, obwohl er noch niemals das Deck eines Kutters betreten hatte. Ich wusste auch, dass die Geringschätzung meines Vaters und die von Sam und Don für Richard es mit seinem Hass auf die drei aufnehmen konnte. Mir war aber auch klar, dass sich nichts jemals ändern würde.

Jeden Herbst fuhren die Schiffe nach Dutch Harbor. Und jedes Frühjahr kehrten sie zurück. Und jeden Sommer war die

Sonne bis spätabends hoch am Himmel, wenn in Cousins Park Grillpartys gefeiert wurden. An Wochenenden erstrahlte der Himmel über Greene Harbor vom Feuerwerk, und eine Band spielte auf der kleinen Bühne bei der Promenade. Aber schon im August hatte Safeway Tiefkühlkost und Milchpulver auf Lager. Die Männer, die den Sommer über ausgeschlafen oder im Fernsehen Baseball geguckt hatten, machten sich wieder an die Arbeit, verpassten den Schiffen einen neuen Anstrich und reparierten die Ausrüstung. Alle anderen konnten nur zusehen, wie sich der Sommer verabschiedete – über Wochen, Tage, Stunden.

Jeder hatte seine eigene Art, sich zu verabschieden. Justin Howard, Deckarbeiter auf Sams Schiff, fuhr den ganzen Weg nach Ashland, um sich beim Shakespeare-Festival eine Inszenierung anzusehen, weil er sich in eine der Schauspielerinnen verliebt hatte. Andrew Ramzi guckte sich nächtelang Filme an, damit er sie während der Schichtarbeit an Deck im Gedächtnis wieder abspulen konnte. Andere, viele andere sofften in Eric's Quilt, bis sie vom Hocker fielen.

Mein Vater nahm sich den Bart ab. Jedes Mal im September: das Klappern der Schere, wenn er ihn stutzte; das Wischen des altmodischen Pinsels, wenn er allmählich Wangen, Kinn und Hals einschäumte; dann das Schaben des Rasierers, das Abstreifen des Rasierschaums. Bis er ein neues Gesicht hatte, das irgendwie einen weniger freundlichen Eindruck machte – vielleicht, weil ich wusste, was das zu bedeuten hatte. An dem Abend drückte er mich an seine glatte, nach Bay-Rum-After-shave riechende Wange, und am Morgen war er fort und hatte nur die Stoppeln im Waschbecken hinterlassen – rostrote Reste auf dem Weiß des Beckens, obwohl sein Kopfhaar braun war.

Die Zurückbleibenden igelten sich ein. Den ganzen Herbst, den ganzen Winter lebten wir – so kam es uns vor – an der

Grenze zum richtigen Leben, das sich woanders abspielte. Es schien, als ob *wir* die Abwesenden waren, nicht die anderen, dass *wir* diejenigen waren, die sich verabschiedet hatten. Ist es dann vielleicht ein Wunder, dass so viele von uns alles dafür gegeben hätten, dieses Leben teilen zu können, egal, wie wenig es zu uns passte, wie wenig wir davon verstanden?

»Geh rein«, sagte meine Mutter.

Das Zimmer wirkte wie aus dem vorigen Jahrhundert: das leere Himmelbett, sorgfältig gemacht, die dunkelroten, mit Kordeln gerafften Vorhänge, die bis zu den dunklen Dielen reichten. Die Bücher auf den Wandregalen waren in Staub eingehüllt. Die Luft roch nach dreckigen Fingernägeln. Hinten in der Ecke standen drei Männer, mit dem Rücken zu uns.

»Henry«, flüsterte meine Mutter, »wir sind da.«

Mein Vater drehte sich um und ging auf uns zu. John lag in einem Krankenbett, umgeben von grün-schwarzen Monitoren. Meine Mutter schloss die Augen.

»Deine Familie, Henry?«, fragte Richard. Er saß neben dem Krankenbett, die Ellbogen auf die Knie gestützt. Er trug ein schwarz gestreiftes Hemd mit offenem Kragen, aus dem ein Schopf dunkler Haare hervorlugte. Die Strähnen seines dunklen Ponys hingen knapp über seinen Augen. Seine Nase neigte sich nach rechts und erweckte den Eindruck, als wolle sich sein Gesicht vom Schädel davonmachen.

»Möchtest du, dass sie gehen?«, fragte mein Vater.

»Ist mir egal.« Richard stand auf. »Sie dürfen bei dieser Sache genauso dabei sein wie ihr.« Er ging hinüber und fläzte sich auf das Himmelbett. »Ich finde, das ist eine Familienangelegenheit. Nur – wer entscheidet, wo die Familie anfängt und wo sie aufhört?«

»Sag einfach, was du willst, Richard«, sagte mein Vater.